



# Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 16.

Wiesbaden, den 16. Januar 1916.

5. Jahrgang.

## Inhaltsangabe:

„Was sind wir unseren Gefallenen schuldig?“ von J. Graf Lomtano. — „Heldenblut“, von R. Blühgen. — „Der Gamsbart“, Erzählung von W. Merk-Buchberg. — „Wie der Martin Hilgert wieder reden lernte“, von L. Schulze-Brück. — „Der mutige Schneider“, von R. Krämer. — „Halb um die Welt zur Kriegszeit“, von E. Engelhardt. (Schluß.) — „Silberbogen fürs Haus“. — „Lustige Gde“.

## Zum Geleite.

Es ist ein Etwas im Menschen, was ihn den Herbst und das fallende Laub mehr lieben läßt als den Frühling und seine Blütenpracht, was ihn hinauswinkt aus dem Geräusch der Städte in die Stille der Friedhöfe und unter Esen und Trümmerwerk ihn weniger durchschauert als angefaßt aller Herrlichkeit der Welt.

J. Fontane.

## Was sind wir unseren Gefallenen schuldig?

Von J. Graf Lomtano.

Es vergeht wohl bei den ernster Gesinnten unter uns kein Tag, ohne daß unsere Gedanken hinauswandern auf die Schlachtfelder, ohne daß vor unserem Geiste einmal schattenhaft die Opfer vorübergleiten, die dort täglich für die große Sache fallen. Aber unsere Vorstellung davon bleibt meist doch nur eine allgemeine und flüchtige und schauernd wendet sich unser Geist schnell wieder von diesen dunklen und furchtbaren Bildern ins blühende Leben zurück. Wir sind es aber dieser großen Zeit schuldig, auch unser Gemüt nicht zu verzärteln, sondern uns manchmal ernst und tief und eingehend mit unseren teuren Gefallenen zu beschäftigen. Die Erscheinungsformen des Todes haben sich in diesem Kriege so unendlich vervielfacht. Nicht nur auf Mutter Erde hingestreckt sind unsere tapferen Toten; die Opfer stürzen aus der Luft, wohin ihre Kühnheit sie geführt im Dienst des Vaterlandes und gleiten, um den Vergleich eines Augenzeugen zu gebrauchen, wie sterbende Schwäne mit gebrochenen Schwingen langsam zur Erde nieder. Hunderte von Helden treuester Pflichterfüllung ruhen auf dem Grunde des Meeres, wohin sie, dem Feinde noch mit dem letzten Donner ihrer Geschütze Schaden zufügend, mit wehenden Flaggen hinabgesunken sind. In unser Gedächtnis gebrannt ist die Erinnerung an jene, die zum Tode auch noch Verstümmelung durch den Volkshatz erlitten (Orchies!), an die Unglücklichen von Casablanca, und dann an so manche rührende und heroische Einzelpfer, wie z. B. jener blutjunge Offizier, der, in England als Spion erschossen, noch in einem letzten Briefe so ergreifenden Abschied nahm von dem schönen Leben und seinem herrlichen deutschen Vaterlande; oder auch jener namenlose Unbekannte, der zu Fuß über die Anden wanderte, um als Kämpfer zum deutschen Heere zu gelangen und nach dem Zeugnisse seines Gefährten dort auf der eisigen Höhe erstarrt zurückblieb, noch mit dem letzten

Blick in der Richtung zum Heimatland. Welchem Deutschen lebt nicht das Herz, gedenkt er des heldenmütigen Führers von „U 9“, Otto von Weddigen, den das letzte Bild uns zeigt, wie er von Rosen umgeben, glückselig und Hand in Hand mit seinem kindlichlieblichen Weibe die Glückwünsche des dankbaren Vaterlandes empfängt und der nun irgendwo mit den treuen Seinen in dunkler Meerestiefe ruht! All den ruhmvoll Geschiedenen, aber auch all den stillen und unbekanntem Helden dieses großen Krieges gilt unser schmerzliches, dankbares Gedenken!

Doch auch darüber müssen wir uns klar werden, was dieses Opfer des Lebens für den Einzelnen bedeutet hat und welche Summe ideeller Werte damit zugrunde gegangen ist; nicht nur an menschlichem Durchschnittsglück, nein, unermessliche Werte an mühsam errungenem Wissen, an Tiefe und Fülle der Erkenntnis, an hohem geistigem Streben, an Fähigkeiten und Vollkommenheiten auf allen Gebieten. Wir wollen dies nicht erwägen, um traurig zu werden, — die Opfer waren nötig, um uns das Höchste zu erhalten! Aber wir müssen es erwägen, um uns der ungeheuren Schuld bewußt zu werden, die uns unseren Gefallenen auf ewig verpflichtet und nun auf Wege zu sinnen, wie wir dieser Schuld gerecht werden und die Früchte dieser gewaltigen Opfer unserem Volke erhalten können.

Ein tiefer und furchtbarer Ernst wird die erste Folge dieser Erwägungen sein, ein Ernst, der uns niemals mehr ganz verläßt, so lange wir leben. Ich sage nicht, daß wir nicht mehr heiter sein, uns nicht mehr freuen sollen; aber eine gewisse ernste Grundstimmung wird uns Zeugen des gewaltigen Weltkampfes wohl verbleiben bis an unser Ende, aus unserem Unterbewußtsein wird nie mehr die Empfindung furchtbaren Geschehens und tiefer, schmerz-

licher Verluste verschwinden. Es ist, als wäre uns ein Rauhreif auf die Seele gefallen, ganz so, wie mit dem Hinscheiden teurer, naher Familienmitglieder sich für uns ein Schleier auf die Dinge senkt und uns die bunten, frohen Farben des Lebens nur noch wie gedämpft erblicken läßt. Noch geheiligter aber als an diese im Frieden Verbliebenen muß uns das Andenken an unsere Gefallenen sein. Schon die Briefe der noch Lebenden aus dem Felde bilden in vielen Familien einen Schatz für Kinder und Kindeskinde. Wo man aber die letzten Briefe schon Gefallener besitzt, da müssen sie heilige Dokumente sein für alle Zeiten. A. de Nora sagt sehr schön von unseren Briefen ins Feld: „Das allerseitsamste und unheimlichste an diesem Kriege sind unsere Briefe ins Feld. Sie sind wie Schreie ins Dunkle, denen Rufe aus dem Dunklen antworten. Etwas geisterhaft Unwirkliches, ein Suchen im Nebel nach Gestalten mit der Angst, Gespenster zu finden. Denn wer weiß, wo die sind, denen du schreibst. Du kennst weder ihren Ort noch ihren Zustand. Wer weiß, ob der, dem du schreibst, noch lebt. Du gibst ihm liebe, süße Worte, während er vielleicht seinen letzten Seufzer in der Nacht ausströmt. Ihr seht euch nicht, ihr hört euch nur sprechen, wie Leute, die nachts aneinander vorüberziehen. Tiefes, tiefes Tal, Finsternis und Ferne zwischen einander. Die Tarnkappe über dem Haupt. Das allerseitsamste und unheimlichste an diesem Krieg sind unsere Briefe ins Feld!“ — Den Briefen aber, die aus dem Felde kommen, vor allem den letzten Lebensäußerungen der schon Gefallenen, wohnt noch ein tieferes, geheimnisvolleres Etwas inne. Sie sind wie das letzte, mahnende Zurückrufen von einer fernen Küste, wie Vermächtnisse an der Schwelle der Ewigkeit! Worte, Mahnungen, die uns daher erklingen, sollen für uns den höchsten Wert letzter Lebensoffenbarung haben. Hineingestellt in die furchtbare Gefahr, den Tod stündlich vor Augen, haben diese Menschen alle Kleinlichkeit des Denkens und Fühlens abgestreift. Mit der Schärfe des Sehers erkennen sie das Recht, wie ja auch ihre Gotteserkenntnis manchmal wunderbar reift, und senden uns über die dunkle Kluft Botschaften hinüber, die uns die heiligsten Fingerzeige fürs Leben sein sollen. Was in diesen Briefen immer wiederkehrt, sind Mahnungen zur Bruderliebe und zur Toleranz gegen alle. Wie rührend und für alle wie erbaulich war jener vor kurzem veröffentlichte Brief eines schwer verwundeten, sterbenden Sohnes an seine Eltern, worin er sie bat, an seinem Todestage allmonatlich eine darbende Witwe zu besuchen und worin er jeden Gegenstand in seinem Besitze einem lieben Kameraden und Schlachtgenossen vererbt! Ich habe von einem Bezirksamtmanne gelesen, der von sämtlichen Feldpostbriefen in seinem Bezirke Abschriften nehmen und als Zeugen einer großen Zeit und des darin geoffenbarten Volksgeistes aufbewahren will. Welchen, hauptsächlich ethischen Wert würden die gesammelten letzten Briefe jetzt schon Gefallener haben! Was könnten wir daraus lernen und uns zu tiefst ins Herz schreiben — für Denkende eine wunderbare Bereicherung ihres Innenlebens! Auch der Begriff des Todes an sich wird uns durch diese Briefe näher gebracht und gemildert, statt des furchtbaren Schnitters gewinnt er eine mehr veröhnende und verklärte Gestalt, und nie lernen wir so sehr die Wahrheit des Wortes erkennen: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht!“ Wenn uns als reife Menschen auf diese Weise das Gedächtnis an unsere Gefallenen sittlich hebt, so sollte der Jugend später durch einen großzügigen Geschichtsunterricht das Andenken an jene Toten aus großer Zeit lebendig erhalten werden. Nicht nur von unseren Siegen, auch von unseren Opfern sollten die Lehrer sprechen und eine gewisse Dankbarkeit in der jugendlichen Seele hervorzurufen suchen. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß die kindliche Psyche zu sehr dadurch getrübt wird, sie stößt von selbst das Belastende ab, aber gewisse Gefühlseindrücke wären doch gewiß und blieben vielleicht bestehen. Ich weiß es noch deutlich, was es in meiner Schulzeit für einen Eindruck auf mich machte, als wir das Jahr 1812 im Geschichtsunterricht besprachen und unser geistiger Lehrer mit ernster Stimme zu uns sagte: „Von

30 000 Kämpfern, Kinder, kehrten nur 800 zurück — die anderen liegen in russischer Erde! Auch sie bereiteten unsere Erlösung aus der Völkernochtschaft vor, und wie die Inschrift am Obelisk heute noch verkündet: „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung.“ Eine ganz bestimmte Vorstellung von den Blutopfern unserer Väter wurde dadurch in uns hervorgerufen, und ein halbes hundert feuchte Augenpaare gaben Zeugnis davon. Denen, die einmal den Geschichtsunterricht über diesen Weltkrieg zu geben haben, wünsche ich nicht eine nüchterne Konstatierung der Tatsachen, nicht eine lehrhafte Trockenheit, nein, ich möchte ihnen statt Menschen-Engelszungen wünschen, um zu der Jugend zu reden von den Taten der Gefallenen, von den furchtbaren Blutopfern dieser Zeit und von der heiligen Verpflichtung der Nachwelt zu unauslöschlichem Dank!

Unsere erste Pflicht ist also, daß wir uns der Größe jener Opfer bewußt werden und unseren heldenmütigen Gefallenen in unseren Seelen und im Gedächtnisse unserer Jugend einen Dankaltar errichten. Dann aber wenden wir unsere Augen und unsere Herzen all den beraubten, den tieftrauernden und gebeugten Gestalten zu, die wir tagtäglich durch unsere Straßen wallen sehen, den Hinterbliebenen jener heroischen Toten. Unser Mitleid muß hier ein ganz anderes sein, als wir es sonst mit den Enterbten des Glücks empfinden, nämlich ein tiefes, ein fast schuld-bewußtes, ein zu Gegenopfern bereites; nicht das flüchtige Bedauern und landläufige Trösten, diese kleine Scheide-münze der Gesellschaft, es muß ein Mitgefühl sein, geschärft aus den tiefsten Gründen unserer Seele, so echt, daß die feinhörigen Ohren der so schwer Betroffenen davon mit überzeugender Wahrheit und doch gelind berührt werden. Es ist freilich oft schwer, das richtige Wort zu treffen, das diese schmerzbelegten Herzen erschließt, aber das wahre Mitleid wird sie finden, und wir werden erschüttert sein von den Quellen des Gefühls, die aus den Tiefen jener verwundeten Frauen-seelen brechen. Wir sollen die Trauernden herzlich befragen — wenn dies auch Tränen auslöst, es sind wohlthätige Tränen —, wir sollen uns die erschütternden Einzelheiten des Heldentodes von Vater oder Sohn berichten lassen, wir sollen von dem Ruhme sprechen, mit dem ein solcher Tod den Gefallenen und mit einem Abglanz auch die Seinen umfließt, von unserer heißen Mittrauer und dem Danke unserer aller. Es gibt freilich auch schmerzzerstarrte Seelen, Nioben des Krieges, die sich ganz dem Trost verschließen; bei diesen achte man das stumme Leid und überlasse sie anscheinend sich selbst, um sie dann womöglich später wieder sanft dem Leben und einer nutzbringenden Tätigkeit zuzulenken. Für andere aber wieder ist Mitgefühl und volle Aussprache eine grenzenlose Wohltat. Wer wollte sich z. B. vermaßen, eine Mutter zu trösten, die ihren Liebling durch eine Feindeskugel verloren hat! Und doch, wenn es dem zartesten Mitleid gelingt, diesen trauernden Müttern die Zunge zu lösen, so daß sie sich in wehmütigen Schilderungen der Vorzüge des Verlorenen, seiner glücklichen Kindheit und hoffnungsvollen Entwicklung ergehen und ihren Jammer ausströmen lassen vor den offenen Ohren und Herzen Mitempfindender, werden Trost und Erleichterung an Stelle des hoffnungslosen Kummers treten. Es ist etwas Wunderbares um die Gemeinsamkeit der Trauer, die jetzt das deutsche Volk verbindet. Wenn es je eine Gelegenheit gab zu herzlicher Annäherung, zu einem Gemütsaustausch zwischen den verschiedenen Klassen, zu einer Ueberbrückung der sozialen Kluft, so ist es diese gemeinsame Trauer. In dieser Beziehung kann das Andenken an unsere Gefallenen sich wirklich nutzbringend gestalten für unser Volk, es kann Menschen einander näher bringen, die sonst gewohnt sind, sich mit den Augen des Hochmutes oder des Neides zu betrachten. Nie mehr wird aus dem Bewußtsein der jetzt Lebenden das gemeinsame Bangen, der gemeinsame Verlust, die gemeinsame Trauer ausgeschaltet werden. Die sozial höher Stehenden erfahren die Wucht des Todes als Läuterung, die sozial tiefer Stehenden erkennen, daß das gleiche Leid auch in Palästen einkehrt, daß die Söhne der Großen an der Seite des Volkes kämpfen und fallen —

und eine versöhnende, ausgleichende Stimmung muß als eine der größten Segnungen des Krieges Platz greifen.

Aber nicht nur in idealem Sinn wollen wir den Hinterbliebenen unserer Gefallenen unsere Dankeschuld abstratten, wir wollen auch unsererseits dazu beitragen, daß ihnen die irdische Not nicht mehr allzu nahe tritt, daß zu dem tiefen Schmerze sich nicht auch noch die graue Sorge gesellt. Der Staat tut ja sein Möglichstes, auch soll das Hinterbliebenengesetz noch weiter ausgebaut werden; aber viele, viele Hände privater Wohltäter müssen dem Staate zu Hilfe kommen. Ich habe mit Freude gehört, daß sich an einigen Orten, z. B. in Nürnberg, schon Vereine zur wirksamen Unterstützung der Hinterbliebenen unserer Gefallenen aus privaten Mitteln gebildet haben, daß dort, wie im Jahre 1813, jede Art von Schmuck, goldene Ringe, die gegen eiserne umgetauscht werden, Geräte aus edlem Metall in zahllosen Mengen eingelaufen sind, daß sogar eine Dame als eine zweite Ferdinande von Schmettau ihr schönes Haar abgeschnitten und geopfert hat. Bedenken wir immer, wir können darin gar nicht genug tun; jeder muß und wird für diesen nationalen Zweck die äußersten ihm nur möglichen Opfer bringen, und zwar freiwillige, nicht erst durch Befehle und Steuern auferlegte, die freilich auch nicht ausbleiben werden. Fast möchte ich sagen, wir müssen uns darin wehe tun, da wir ja sonst, dank jenen tapferen Toten, so wenig am eigenen Leibe vom Kriege fühlen. Und nicht nur mit Geld, auch mit jeder anderen Art von Unterstützung, mit Rat, mit schriftlichem und mündlichem Eintreten für ihre Rechte, mit tätiger Fürsorge für ihr Fortkommen und ihre Zukunft, mit Vermittelung von Beschäftigung, soll jeder einzelne unter uns, der es vermag, jenen Hinterbliebenen der Krieger zu Hilfe kommen. Jede Förderung, jeder liebevolle Ratsschlag, jeder sanfte, ermunternde Zuspruch, die wir der Witwe oder Waise eines Gefallenen zuteil werden lassen, ist wie eine Blume, die wir auf sein fernes, vielleicht unbekanntes und ungeschmücktes Grab niederlegen.

Die höchste Verpflichtung aber, die wir gegenüber den teuren Toten dieses Krieges haben, besteht darin, daß wir ihre Errungenschaften nicht preisgeben. Was mit solchen Strömen Blutes, mit dem Opfer so kostbarer Existenzen, mit solchen Summen von Menschenwerten erkaufte ist, das müssen wir in umklammernden Händen festhalten für alle Zeit! Das ist vor allem der 1813 erwachte, 1870 gesteigerte, 1914/15 aber in heißem Ringen mit einer Welt bewahrte vaterländische Gedanke, das Bewußtsein unseres deutschen Volkstums und seines Wertes; das ist das Vertrauen auf die innere Kraft und Schlagkraft unseres Volkes, die Erkenntnis von dem guten und reinen Kern unserer Rasse und unseren großen Stammeseigenschaften, welche viele von uns vor diesem Kriege mit einem Anschein von Berechtigung anzweifeln zu dürfen glaubten, von denen aber nun alle Schlagen gefallen sind. Es scheint damit nur in losem Zusammenhange zu stehen und gehört doch dazu, wenn ich sage: Verbannen wir doch auch endlich alle Ausländerei! Arbeite jeder an sich, diesen unseligen Hang auszurotten — der mir wie ein barocker Schnörkel am schlichten und edlen Bau unseres Volkstums erscheint —, es ist seine nationale Pflicht. Ich meine weniger unsere Modenachäffung oder den Gebrauch von Fremdwörtern, die in hundertjähriger Unart sich als schlechte Gewohnheit an uns festgehängt haben, und nur mit der Zeit, nur langsam und unter vielen Rückfällen abzulegen sind; ich rede von der deutschen Gesinnung, von dem moralischen Rückgrat unseres Nationalbewußtseins, das wir von jetzt an eisern aufrecht erhalten müssen. Bismarck sagte einmal, der Deutsche mache bedauerlicherweise so oft den Eindruck, als ob er sich in der Inferiorität fühle. Das soll und muß aufhören. Wir müssen uns als Deutsche fühlen, als Deutsche, die sich gegen eine Welt behaupten, die allen Angriffen, dem Verrat, der Lüge, der Gemeinheit nur zwei Dinge gegenübersehen: Ihre stolze Gesinnung und ihre offene Tat! Die größte Frucht der blutigen Saat, die wir da draußen in fremder Erde in Ost und West ausgestreut haben, sei unser erstarktes deutsches Volkswußtsein und unser Nationalgefühl! —

Ich kann mir nun wohl auch noch in schönen und wehmüttsvollen Bildern die äußeren Ehrungen ausmalen, womit wir das Andenken an unsere Gefallenen einst wach erhalten werden. Ich denke an eindrucksvolle, schlichte und doch gewaltige Monumente, nicht solche mit palmen-schwingenden Friedensengeln oder schwer verständlichen, allegorischen Gestalten, Siegesgöttinnen und dergleichen — nein, an Denkmäler, die ernst und groß sind wie diese Zeit. Sie müßten in feierlichen, einfachen Linien gehalten sein, vielleicht mit einem gedankentiefen Spruch versehen, der klingen müßte wie aus Erz gegossen. Nicht zu nah dem Verfehr, in stiller, schöner Ruhe, aber auch nicht zu weit davon sollten diese Denkmäler stehen, denn der leichte Sinn der großen Menge soll hingelenkt werden auf jene Toten. An diesen Denkmälern könnte in jedem Jahre, vielleicht zusammenfallend mit Allerseelen, ein nationaler Gedächtnis-tag abgehalten werden mit einer stimmungsvollen Trauerhymne und unsere Kinder könnten niederlegen zum Danke dafür, daß ihnen die freie Heimat erhalten geblieben ist. Von allen Seiten freudig begrüßt wurde die schöne Idee der Pflanzung von Eichenhainen zur Erinnerung an die Gefallenen. Vielleicht schöpfen auch unsere Künste, die jetzt mit einem dunklen Schleier bedeckt, sich kaum regen, aus der großen Zeit eine neue und geläuterte Kraft. Architektur und Bildhauerei könnten sich gemeinsam betätigen an der Denkmalsfrage. Für die Musik kann ich mir kaum gewaltigere Aufgaben denken als eine nationale Trauerhymne oder ein Requiem. Die deutsche Dichtkunst hat vielfach bereits herzergreifende Töne zum Nachruf für die Gefallenen gefunden. Vielleicht ersteht uns auch noch ein Sänger, der die gewaltige Zeit in ein großes Epos faßt, in dem er das Ringen eines Volkes um seine Existenz und den Heldentod seiner Gefallenen mit homerischer Wucht schildert. Was aber die Kunst auch zu schaffen vermag, was wir auch äußerlich tun mögen, um unsere Gefallenen zu ehren, das schönste Denkmal wird ihnen immer sein die Einmütigkeit des deutschen Volkes in seiner tiefen Trauer um sie und die Bewahrung des von ihnen Errungenen.



## Heldenblut.

Von Klara Blütbaen.

Schaue nicht, o Mutter,  
Der sinkenden Sonne nach.  
Mancher von deinen Schwestern  
Reist sich wie dir der Tag.

Sie schmücken mit ihren Gedanken  
Im Westen, im Osten ein Grab.  
Man lenkte mit ihrem Sohne  
Ein Stück von ihnen hinab.

Sie leben mit halbem Herzen —  
Kaum merkt man's ihnen an —  
Und wundern sich und staunen,  
Daß man leben und lächeln kann.

Und möchten auch unten liegen,  
Doch gibt es soviel zu tun.  
Nur Kinder und stammelnde Greise  
Dürfen jetzt sich rub'n. — —

Schaue nicht, o Mutter,  
Der sinkenden Sonne nach,  
In dir klinkt es und raunt es,  
Doch' auf den rieselnden Bach:

Blut von deinem Blute  
Gabst du dem Sohne mit,  
Gabst ihm den starken Willen,  
Den festen Soldatenschritt.

Genährt von deinen Kräften,  
Gast du ihn ausgesandt.  
Mit deinem Blute rang er  
Um jeden Büchreit Land. —

Hebe dein Haupt, o Mutter,  
Denk an das höchste Gut:  
Fühle in deinen Adern  
Quellendes Heldenblut!



## Der Gamsbart.

Erzählung von M. Merk-Buchberg.

Beim Nannei, der Jägerfrau, hängt im Herrgottswinkel ein zopfig geschnitztes Kreuzbild mit allerlei Schnörkelwerk. Und unter dem Herrgottsbild prangt statt der Palmblätter und dem Wachslaub, dem Petersbart und dem Judaspfennig ein prächtiger Gamsbart.

Die Ofenwärme zieht durch das kleine und doch heimliche Stüberl, und in dem schwachen Luftstrom bewegen sich die schneelig gereimelten Haare der köstlichen Jägertröphäe leise hin und wider. So mögen sie gewachelt haben, wenn im Hauche des Bergwindes der starke Bartbock auf steilem Grat das edle Haupt hob, das Haupt mit den haklatten, mit Katschenpech verklebten Krucken, um sichernd hinauszudringen in sein weitentlegenes, prächtig-erhabenes Reich.

Der Gamsbart ist des Nannei höchster Schatz, nicht um des Bartbocks willen, der ihn trug, sondern um des Jägers willen, der ihn erbeutet.

Der Flori —

Eine treuere Jägerseele gab's nimmer. Wie der Vater, der Ahnl und der Urahn es gehalten im Berg, so hielt es auch der Flori. Er hütete und hegte für seinen Herrn den Wald und das Wild, er hielt scharfe Wacht gegen die Kumpen mit Stützen und Schlinge, und wenn Feines Menschen Fuß mehr den winterlichen Berg betrat, der Flori rastete auch dann nicht und beging und beschickte seine Wildfütterungen, des Winters harte Not zu lindern und zu wenden.

Zum Hochzeitstage hatte ihm, dem Getreuen, der Jagdherr den Bartbock „erlaubt“, und so wurde die prächtige Beute des Jägers doppelt wertgehaltener Schmutz und Schatz.

Und auch das Nannei war stolz darauf; stolz auf seinen Flori, den strammen, schönen Burschen, und stolz auf dessen flotte Hutzier, den Erweis jägerlicher Schneid.

Das Nannei war ja selber ein Kind des Berges. Und so galt auch bei ihm das fröhlich-medische Schnodahüpferl:

A Büsch ohne Hoh',  
Und a Dirndl ohne Mo', (Mann)  
Und an Jaga ohne Schneid, —  
O mei', Bua, dös is g'feit! (geseht).

Bei den zwei war's nit „a'feit“. Denn war der Flori ein rechter Jaga und ein riegelsamer Bursch dazu; so war das Nannei ein fleißiges, forsches und braves Leut, und so munter wie das Schwaiberl am Dach und so fröhlich wie der Zaunschnerz in der Schlucht. So oft der Flori vom Berg- und Reviergang heimkam, — er mußte nach Berglerart oft tagelang draußen sein, — empfing ihn das fröhliche Weiberl mit einem flotten G'sanzl und einem schallenden Schmatz.

Und dös Bug und da Janker,  
Und da Berg und da Graben,  
Und da Bua und dös Dirndl  
Müassat an T'sammastand haben —

auf den Flori und sein Nannei paßte das G'sanzl wie eigens für die zwei gemacht.

In die fröhlichste Hoffenszeit der beiden im Jägerhüttl schlug das böse Wetter. Der Ruff' brach ein, und die „Manner“ mußten fort.

Von meinem Bergli muas i scheiden —!

Es fiel das Scheiden auch dem Flori nicht leicht, gewiß nicht. Aber mit starkem Arm umschloß er sein Weib, wie er fortging, und sprach der Weinenden Mut und Trost zu. „Und mein Gamsbart, auf den gib sei' obacht! Bal's an Bua wird oder a Dirndl, — muasht nót woana, — 's is gleich, er taugt an jeden, derselbige Bart. Und nót an jeder Jagdherr verlaubt soan Jaga an solchenen Fehnbod, dös glaabst!“

Dann war er fortgegangen, der Flori, in den heiligen Kampf für den guten, alten Kaiser Franzl und das Vaterland, das heißgeliebte.

Bitterlich geweint hatte das Nannei unter dem alten Kreuzbild in der Herrgottsecke. Und dem Herrgott hatte sie das Kostbarste anvertraut, was ihr der Flori zurückgelassen, den Gamsbart.

Dann aber hatte sie sich ausgerichtet, die Jägerfrau, fest und stark, wie der Wetterbaum am Kar, die Edelstanne des Berges, und hatte geschafft und gewerkt in Haus und „Sach“, daß nirgends es mangle und fehle.

Dann war der Bub gekommen; in der Tauf nannte sie ihn Flori, wie der Vater hieß.

Von draußen kam böse Kunde. Der Jaga-Flori verwundet, vielleicht tot, vielleicht gefangen, und schließlich — vermist.

Vermist! Auch das Nannei bekam die volle Bitterkeit des steinern-trostlosen Wortes zu kosten.

Und das starke Weib rang in der Herrgottsecke mit seinem Herrgott, rang und haderte mit ihm, nahm dann den Buben auf die Arme und fand wieder Trost und Mut.

Bald tönte wieder das Schaffen und Werken des Nannei in dem Jägeranwesen wie zuvor.

Fremde kehrten ein in dem Jägerhause, Freunde des Berges, Freunde seines Wildes und seiner Jagd. Sie sahen das ungebeugte, starke Weib, sie lobten den drallen Buben, die reinliche Wirtschaft, sie sahen auch den prächtigen Gamsbart, lobten ihn und — boten darauf.

„Schau, Nannei, ein Vermisteter, da hält's mit dem Hoffen auf's Wiederkommen nach so langer Zeit gar schwer! Und gar von den Russen! Ich will dir das Herz nicht schwer machen. Aber verkauf' den Bart! Tausend Kronen geb' ich dir, glatt tausend! Bedenk', tausend Kronen sind für dich und deinen Buben viel Geld, eine gute Sparsumme, die Zinsen trägt, Nannei, schlag' ein!“

„Vergelt's Gott, Herr, in 'n Himmi aufi, für Enker guat's Moana, aber — seht's ös, Herr, i lo' nót! Uia nót!“

Und der Gamsbart blieb unter des Herrgotts Bild in der Herrgottsecke —

Der Winter war wieder gekommen, und mit der Gamsbrunst war mancher Jäger im Jägerhause eingelehrt. Sie hatten Krucken hergezeigt und Bärte, hatten gemessen und verglichen, — „ja, der Flori halt, der Flori, der war ein Jäger!“

Die Gamsbrunst war vorbei, und Gamsrüter Schnee verschloß den Berg mehr und mehr. In's Jägerhaus kam nur selten noch ein Gast, ein Bauer, ein Holzer, zuweilen ein Mütterl oder eine Dirn von den Nachbarhöfen zum heimgarten. —

Bergnacht!

Hoch über Grat und Kar funkeln die lichten Sterne. Scharf zeichnen sich Schneid und Schrunden in den klaren Nachthimmel. Jede Nadel, jede der überschneiten Katschen ist zu erkennen, der Berge Schatten tauchen tief ins Tal und über dem Eise des Bergsees gleitet des Mondes Glask dahin.

Er gleitet auch durch Baum und Busch, spiegelt sich in den winzigen Fenstern der Häuser und irrt durch Stüberl und Kammer.

Er gleitet auch in das düstere Stüberl des Nannei, huscht über des Buben Bett, über das sinnende Gesicht des bei dem Kinde sitzenden Weibes und in die Herrgottsecke. Auf dem Schnörkelwerk am Kreuzbild flirrt's und flimmert's, und ein schwaches Leuchten gleitet über den Schmutz des Wächlers vom Kar, den Gamsbart.

Stampfen draußen nicht Schritte, wuchtige Mannesschritte? Und was fährt der Bürschi, der Dadel, mit

glodenhellem Hals wie rasend gegen die Tür, als wolle er durch das wuchtige Gezimmer mitten hindurch?

Das Nannei öffnet und — sinkt dem Flori an die Brust. Entlassen, wiedergekehrt nach böser Flucht aus der Gefangenschaft der Russen, mit steifem Bein.

„Aber, bal's aa stad geht, 's g'langt immer noch, seit si nig!“

Der Flori, das Nannei und der Bub — welche glückliche Stunde! Und im trauten Lampenschein wachelt und glänzt mit seinem schneeigen Reif der Gamsbart.



## Wie der Martin Hilger wieder reden lernte.

Von Luise Schulze-Brück.

Der Martin Hilgert wurde wach. Das war schon in gewöhnlichen Zeiten gar nicht so einfach. Er hatte immer eine schwere Arbeit, bis er die Augen aufriegte. Immer stöhnte er erst ein paar mal, streckte sich, dehnte sich, knäulte sich wieder zusammen. Immer lag es ihm wie Blei auf den Augen, er riß sie erst ein paar mal krampfhaft auf, drückte sie wieder zusammen, riß sie wieder auf. Der Schlaf lag auf ihm wie ein Alp, bis er ihn abgeschüttelt hatte.

Zu Hause, da neckte ihn seine Frau, die war das nun so allmählich gewöhnt in den anderthalb Jahren seit sie verheiratet waren, und in den letzten Monaten der Junge, der schrie wie ein Buchmarder, — jetzt machten sich die Kameraden einen Spaß daraus, ihn wach zu kriegen. Wenn sie in Ruhe waren, dann war das ein Hauptspäß, den Hilgert wach zu kriegen mit allerhand Mitteln, die ihn manchmal fluchend in die Höhe brachten, im Schützengraben freilich, im Unterstand, da bekam er manchen derben Knuff, dafür ging's aber auch schneller.

Wenn der Martin einmal wach war, dann stand er freilich seinen Mann, und das richtig. Er fürchtete sich nicht vor dem Teufel, viel weniger vor Engländern und Franzosen, vor weißen, schwarzen oder braunen. Die sollten ihn nur kommen, — sie würden empfangen wie sich gebührt, und heimgeschickt, — wenn's nach ihm ging, dann kam keiner davon, der Martin, der besorgte ihnen schon ihr Teil nach Gebühr und Recht.

Aber die letzten Tage, die waren freilich schlimm gewesen. Trommelfeuer Tag und Nacht, daß man hätte das Grausen kriegen können, Granaten von der schwersten Sorte duzendweis, — nein hundertweis, tausendweis, ein Spektakel zum Taubwerden, rechts und links tote Kameraden und Schwerverwundete. Und Sturm, Sturm, Sturm nachher, Sturm, gegen den alles vorher Kinderpiel war. — Gebrüll, schwarze Gesichter mit fletschenden Gebissen und glühende Augen, gelbe Franzosengesichter, weiße Engländergesichter, Haufen, Haufen, Haufen davon. Immer neue springende Leiber, Bajonette, Messer, Spaten, — dazwischen platzende Geschosse, spritzender Lehm, schwarze, gelbe, braune Gaswolken, die ganze Luft voll davon. Heulen, Brüllen, die Hölle, nein hundert Höllen mit hunderttausend Teufeln darin.

Aber das war nun doch vorbei. Denn als der Martin Hilgert noch reden wollte, merkte er, daß es jetzt merklich still war. Er konnte die Augen noch nicht aufkriegen, einmal hatte er sie einen Spalt offen, gerade genug, um das kleine Lämpchen zu sehen, das so friedlich brannte, als habe es nie eine Hölle gegeben, oder hundert Höllen. Aber seine Ohren wurden wach. Und hörten nur ein ganz sachtcs Geräusch, ein bißchen Rattern und Rollen, aber wie ganz weit und fern.

Er wollte sich ausstrecken, doch das ging nicht. Auf seinem Bein lag wohl was, das war schwer und unbehilflich und tat ihm auch weh. Da hatten sie wieder Unfug mit ihm gemacht. Und wie er um sich tastet, da fühlt er Leinwand, und merkt, er hatte seine Uniform nicht mehr an, — und darüber wurde er ein wenig wacher. Da merkt

er auch, daß sein Kopf auch schwer war, — und fühlt, und fand, daß er eine Binde darum hatte. Und dachte, — „nun hat's mich erwischt!“

Das war das erste.

Komisch war das! Vorher der schauerhafte Spektakel, das verrückte Durcheinander und jetzt auf einmal die Stille, die Stille! Er griff um sich, da war eine Wand ganz nahe, — er wollte die Augen aufreißen, das ging auch nicht. Er wollte — — — Was wollte er denn? Er war wohl wieder eingeduseit, denn nun war es hell, nun spürte er deutlich den Schmerz in seinem Bein und seinem Kopf, nun sah er, — Betten mit Kameraden drin, blasser Gesichter, geschlossene Augen, krampfhaft gepreßte Lippen, — dicht nebeneinander die Betten, und alles schüttelte leise und ratterte ein bißchen und auf einmal wußte der Martin Hilgert: er war verwundet und fuhr im Lazarettzug. Fuhr heim, fuhr nach Deutschland, war aus der Hölle heraus, war in Stille und Geborgenheit.

Nun war er aber wach. Und blitzschnell kam die Erinnerung. An alles! Daran, daß die Franzmänner ja hatten durchbrechen wollen! Daß ja die Hölle los gewesen war! Daß sie ja schon drei Tage drin gesteckt hatten, in der Hölle. Daß die Franzmänner, ja vor ihrem Graben gewesen waren. Hölle und Teufel! Wenn der Martin Hilgert gekonnt hätte, wäre er in die Hölle gefahren wie der Bliß. Aber er konnte ja nicht. Er wollte rufen. Aber auch das geriet ihm nicht. Nur ein heiserer Laut kam aus seinem Mund. Er hob die Arme, suchte wie wild in der Luft herum. Da hörte er eine bekannte Stimme und ein Lachen:

„Schwester, nu is der Schlafraß wach! Und macht auch gleich Radau!“

Das war ja sein Nebenmann aus der Kompagnie, der Cünnes Schmitz aus Köln. Der allzeit Fidele, der Späßmacher der Kompagnie.

Ein freundliches Gesicht beugt sich über ihn: „Brav still liegen“, mahnte eine sorgliche Stimme. Der Martin Hilgert wollte reden. — Wollte fragen. Denn das machte ihn auf einmal glühend heiß und eiskalt. Aber er merkte, er konnte nicht. Er brachte keinen Ton heraus. Jrgend was in seiner Kehle wollte nicht, wie er wollte. Donnerwetter auch!

„Ganz still liegen“, sagte die Schwester wieder. „Nur ja das Bein nicht bewegen. Und ganz ruhig bleiben! Das Bein, das wird wieder heil, wenn er sich ruhig hält und der Kopf auch. Aber so mit den Armen sucheln darf er auch nicht. Sich nicht aufregen?“ Nun aber fängt der Martin Hilgert erst recht zu sucheln an! Was — still liegen! Er ist doch kein Wickelkind, und fragen muß er doch! Er muß das doch wissen! Das Eine, das worauf es ankommt, das, was jetzt das Allerwichtigste ist!

Die Schwester deutet seine Ungeduld falsch. Sie will ihn beruhigen. Erzählt ihm, daß er schon zwanzig Stunden schläft, daß sie schon mitten drin in Deutschland sind, daß sein Freund schon an seine Frau geschrieben hat und ihr mitgeteilt hat, daß der Martin noch gut davon gekommen ist, — — —

„Ist ja all schön und gut!“ Er nickt. „Eja, ja, ja! All gut. Aber das Richtige ist's nicht! Das Wichtigste nicht. Herseh, ob sie denn dadrauf nicht kommen! Der Cünn kömmt es doch auch wissen, was er will. Kirschrot wird der Martin im Gesicht vor Anstrengung. Und der Cünn lacht — — — na wart, wenn er erst wieder raus ist, da sezt's noch was für das dumme Lachen.“

Endlich begreift die Schwester. Er kriegt ein Notizbuch und einen Bleistift in die Hand. Und schreibt mit so zitternden Händen, daß es schwer zu lesen ist: „Haben wir sie wieder rausgeschmissen?“

Der Cünn klist:

„Wen rausgeschmissen?“ horcht er unverständlich. Er ist an des Martins Bett herangehumpelt und steht dicht vor ihm.

Was zu arg ist, ist zu arg, das muß jeder einsehen. Der Martin Hilgert hebt die Hand und haut dem Cünn eine runter. So gut er eben kann, natürlich dem Cünn tut sie nicht viel, er ist nur ein bißchen verblüfft. Aber

dem Martin tut sie gut, er brüllt, daß der ganze Wagen zittert, — er kann wieder brüllen:

„Die Franzosen aus 'nen Graben, — du Kamel?!“  
„Freilich haben wir,“ sagt der Linn halb verblüfft, halb ärgerlich. „Dett hätteste man selbst wissen können, dafür brauchste nich erst zu hauen.“

„Ha,“ sagt der Martin Hilgert tief zufrieden, „denn is ja alles recht.“

Und macht die Augen wieder zu: „Denn kann ich noch ens um mich rum schlafen.“



## Der mutige Schneider.

Von Klementine Krämer.

Der junge Baron Dvora macht ein lustiges Gesicht: „Der Schneider an der Front“...! Andreas Nisselmann, der Schneider! Was du nicht sagst, Hochthal, der Schneider, der Schneider an der Front!“

Und sein lustiges Gesicht wird zu einem erstaunt lustigen, wie er die Einzelheiten vernimmt. Man habe jenem in der Garnison die ältesten Uniformen zu stücken zugemutet. „Ich bitte dich, Dvora, Nisselmann als Blickschneider! Runde Blicke, quadratische Blicke von morgens bis in die Nacht. Er, bei dem jede Hufe — wie saatest du doch immer? Jede Hufe ein Gedicht, jede Weste ein Capriccio, jeder Rock ein Weibfestspiel, ich bitte dich, er ein Blickschneider! Und da — na ja — da melde er sich kurzerhand hinaus. Und hat bereits die Tapferkeitsmedaille und das Eiserne.“

„Erster?“

„Ach Unsinn, zweiter, aber immerhin...“

„Also was sagst du, Hochthal, hast du Wort?“ — und der Leutnant Dvora schlägt sich fröhlich auf den reitfedernen Schenkel. „Also Hochthal, was sagst du! Ja, ja, der Krieg, alle Tage lernt man was Neues zu. Das mutige Schneiderlein...“

„Acht Tage darnach hatte der Unteroffizier Andreas Nisselmann einen Gefangenentransport in die Nähe seiner Heimatstadt zu geleiten.“

Und erwirkte drei Stunden Urlaub, die Mutter wiederzusehen.

Da steht sie auf dem Bahnsteig und erwartet den Sohn: „Andreas, mein Junge.“ — Und streichelt ihm die Waden, und das Kreuz und das Bändchen der Tapferkeitsmedaille: „Mein Heldensohn.“

Glücklich trippelt sie neben ihm dem Ausgang zu.

Draußen vor der Halle hält eine vornehme Dame die Schritte an. „Frau Nisselmann, ist das nicht — das ist — wahrhaftig, das ist ja Ihr Sohn.“

„Ja, mein Sohn, erwidert die Frau, und blickt stolz an ihm empor: „Andreas, weißt du, das ist die Frau Baronin Dvora.“

„Dvora...“ macht der Schneider langsam.

Und die Dame: „Sagen Sie mal, Herr Unteroffizier, Sie müssen doch meinen Sohn kennen, den Leutnant Dvora?“

„Leutnant Dvora“ wiederholt der Schneider und steht stramm.

Die Baronin erfreut: „Sie kennen ihn, wissen mir am Ende von ihm zu sagen?“

Wiederum steht der Schneider stramm: „Zu Befehl, nein, anwändige Frau.“

„Nein...?“

Die vornehme Dame denkt: Er scheint ein dummer Kerl zu sein, dieser Schneider. Steht stramm als wäre ich sein oberster Kriegsherr und ich will doch nichts anderes sein, als die Mutter meines Jungen und ein liebes Wort über ihn hören. Damit scheint es aber nichts zu werden. So reicht sie Mutter und Sohn die Hand und geht.

„Andreas, du warst ja doch so sonderbar!“ — meint Frau Nisselmann im Weitergehen. Dabei blickt sie auf und sieht sein Gesicht, weiß wie eine Kalkmauer. Und große Schweißperlen darauf stehen.

Räuslich: Gestern um Sonnenuntergang haben sie den jungen Leutnant Dvora im Schatten der alten Ahornbäume des französischen Schlossparks begraben. Und er — Andreas Nisselmann — hat noch selber das Bekleid über die Leiche breiten helfen.

Dies aber der Baronin zu sagen, dazu hatte er nicht den Mut gefunden — der mutige Schneider.

## Halb um die Welt zur Kriegszeit.

Von Emil Enselhardt.

(Schluß.)

16. Februar. Zwei Dampfer laufen ein, zwei fahren ab. Wir müssen warten, weil eines Mannes Papiere 2. Klasse nicht in Ordnung sind und nach New York gelabelt wurde; der Kapitän will fahren, sobald er seine Ladungspapiere zurück erhält. Den Herrn läßt er hier zurück. Man kann das verstehen!

Gestern nachmittag wurden zwei Deutsche unter den Steuwards entdeckt und abgeführt. — Um vier Uhr kam ein kleiner bunzelgraue gestrichener Dampfer mit vier Geschützen, zwischen 8 und 10 Zentimeter, um die englischen Offiziere und Mannschaften abzuholen und an Bord ihres Hilfskreuzers zu bringen. Wie wir erfuhren, ist es die Gebrik von der White Star-Linie gewesen, die uns anhielt.

Es wird wieder ebensoviele deutsch gesprochen, wie vorher... — Man will wieder ebensoviele mit mir plaudern wie vorher... — Man bemüht sich als Vertrauensperson, der man seinen Aerger über die englische Behandlung aufklüffert. It is a shame... geht es fast immer an! — Ich ziehe mich sehr zurück. —

Wir beendeten eben ein Spiel Schuffleboard, für das ich gern einen deutschen Namen gebraucht läße, etwa Deckstehen. Ein Schlepper, Britannia, legt sich neben uns. Unser Kapitän springt mit einem dicken Paden an Deck: unsere Schiffspapiere! Wir sind entlassen. Auch der Mann in 2. Klasse. Der Schornstein qualmt; die Dampffirene wird verüßt, der zu geringe Dampfdruck erlaubt ihr aber nur ein Stöhnen. So heiter war man nie beim Mittagessen wie heute! Viele wünschen sich nun noch die Begegnung mit einem deutschen U- oder Torpedoboot.

Um 1.25 geht die Maschine an und im wundervollen Frühlingstag steuern wir durch die hübsche Bucht hinaus. Jedermann ist veranlagt, wie Lämmer, die nach langem Winter endlich wieder aus dem Stalle freigelassen werden. Man hat den Aufenthalt in Kirkwall eben doch als eine Art Gefangenschaft empfunden. Allerdings einen hübscheren Platz hätte man uns nicht geben können!

Die bei unserer Ankunft herabgelassene drahtlose Einrichtung wurde um 14 wieder an den Masten hochgezogen. Als ein Beispiel, was Klatsch und Verärgerung erzeugte, möchte ich festhalten, daß 5 Minuten vorher ein schwedischer Ingenieur mir erzählt: die Engländer hätten zur Bedingung gemacht, als sie uns nach 60 Stunden Gefangenschaft entließen, daß wir erst an der norwegischen Küste die Drahtlose wieder hochzögen und in Gebrauch nehmen! Bei der Minengefahr! — Und das sollte unmittelbar von unserem Kapitän stammen.

Als fast alle Vabräkte zu Bett waren, machte die Mannschaft noch besondere Bootsübungen; seit fünf Tagen sind die Boote aufgedeckt, neu verproviantiert und mit frischen Tauen versehen: für den Fall, daß wir auf eine treibende Mine stießen, war alles ohne die geringste Verzögerung bereit! Der Kapitän atmete auf, als wir am nächsten Morgen noch schwammen. —

17. Februar. Heute hätten wir eigentlich in Kopenhagen eintreffen sollen. Beim Erwachen haben wir die schneebedeckten Berge des norwegischen Küstenlandes, dem entlang wir südwärts fuhren. Ein norwegischer Kapitän sagte mir leise ins Ohr, heute sei der gefährliche Winentag: meine Landsleute hätten, um jede Schiffahrt von Amerika nach Rußland zu sperren, an der schwedischen und norwegischen Küste unsähhliche Treibminen ausgestreut. Ich habe zwar keine Beweise für das Geanteil, versicherte aber, daß ich das nicht glaube; jedenfalls, wenn der Beweis dafür erbracht würde, hielt ich es für ein Verbrechen, da neutrale Schiffe, und auch neutrale Passagierdampfer, wie der unsere, in Gefahr seien. „Solche Sachen“ macht Deutschland nicht! — Ich halte die kleine Unterredung hier fest, weil sie zeigt, gegen welche Stimmungen und Antipathien, meist künstlich erzeugte, wir Deutsche uns zu verteidigen haben.

Der sturmartige Südostwind, der uns gerade entgegenblies, hielt uns so auf, daß wir erst gegen 7 Uhr, anstatt 4 Uhr, vor Christiansand ankamen. Nebel und Schneestürme ließen es den Kapitän geratener erscheinen, die Einfahrt nicht zu wagen, sondern in die offene See hinauszufahren, wo wir stillliegen: d. h. stillliegen kann man es nicht nennen, da der Wind uns schaukelte wie in einer gewalttätig bewegten Wiege. —

Ein wundervolles Bild war es, wie der Lotse an Bord kam. In einem ganz kleinen Segelboot, das gewandt auf die Boagenberge hinaufkletterte und in die Täler hinabglitt, schau-

leten die zwei Männer heran; im Vorbeigleiten ergriff der eine die Leiter und schwang sich herauf. Der andere führte seine Segelwiege wieder an Land. So etwas ist einer Film-aufnahme würdig!

Ueber Nacht war der Kapitän in noch größere Aufregung als gestern wegen der Minen: Er fürchtete, von einem deutschen U- oder Torpedoboot angehalten und der russischen Reserveristen wegen in einen deutschen Hafen geschleppt zu werden, sodas wir noch einmal aufschalten wären. Wir bedauerten, das seine Furcht unbefätigt blieb!

18. Februar. Beim Erwachen grüßte uns wieder die norwegische Steilküste, diesmal ganz nahe: wir lagen in der Bucht von Christiansand. Als der leichte Morgennebel etwas hochging, grüßten uns die deutschen Farben vom Schornstein eines Frachtdampfers: es war die Reichenberg der Hansa-Linie, auf „Kriegsurlaub“.

Ein schwerkranker Norweger hatte in der 3. Klasse die Heimreise angetreten, um dabei zu sterben. Als wir in Kirkwall lagen, schloß er die Augen. Ein Dampfer brachte den Sarg, und über Christiansand fuhr der tote der Ruhe der Heimat Erde entgegen.

Daselbe Boot brachte uns eine Zeitung vom 13. 2. 20.000 russische Gefangene! Es herrschte viel Freude an Bord, die der trübe Tag nicht dämpfen konnte! Marconi hatte diese Meldung den Schiffen auf der Fahrt unterschlagen! Wem da nicht die Augen aufgehen — — —

19. 20. Eben raffelt und klingelt der Maschinentelegraph. Das ganze Schiff ersittert. Wir fahren ab. Ich will schnell von Deck gehen. Die Bucht ist so schön! —

In leichtem Nebel fahren wir auffallend ruhig den ganzen Tag. Um 1/2 6 Uhr gehen wir des immer dichter werdenden Nebels wegen in der Einfahrt zum Kristianiafjord vor Anker. Die meisten Fahrgäste der 1. Klasse packen ihre Koffer, um morgen mit der Eisenbahn nach Kopenhagen zu fahren; da der Kapitän Auftrag erhielt, nur bei Tag zu fahren, werden wir erst Sonntag früh in Kopenhagen eintreffen.

Leider können wir die Russen nicht mehr an die Deutschen „verlieren“. Wir sind jetzt immer in neutralem Wasser — und die Russen gehen in Kristiania an Land. Der Herr Becker, von dem ich schon einmal berichtete, hat sich sicher noch als Judas aufgeföhrt. Bevor wir nach England kamen, hatte er 10 Pfund in Champagner gewettet, das ein bestimmter Herr Kriegsgefangener genommen würde. „Ich werde helfen, das ich die Wette gewinne“, renommierete er. Als die Leute von der Cedric uns anboten, begab er sich zu dem englischen Offizier, stellte sich als elf mal im russisch-japanischen Krieg „verwundet“ vor und machte auf den Herrn aufmerksam, der „verdächtig“ sei. Seine Papiere waren auch die einzigen, die von einem amerikanischen Bürger abgefordert wurden, um an Land gründlich beäugt zu werden. Aber auch im Kreuzverhör kam nichts Verdächtiges zutage — und Herr Becker bezahlte seine Wette. Es ist dafür gesorgt, das seine Koffer, die er in hastiger Flucht — ohne Mantel, nur mit Reisemühe —, am 3. August in Berlin zurückließ, etwas genauer untersucht werden. Vielleicht findet sich darinnen eine Erklärung dafür, was ein russischer Offizier, (wenn er das überhaupt ist), noch am 3. August in Berlin zu suchen hatte. Wir wünschen von Herzen, das die von ihm für die russische Seeresleitung in Amerika gekauften Automobile nicht mehr antommen. — — —

19. Februar. Nachts 2 Uhr erwache ich: Die Maschinen gehen an, wir fahren! Der Nebel ist hoch gegangen! Als ich um 7 Uhr erwachte, alibert Kristiania im Dämmern eines regnerischen Wintermorgens ins Fenster.

Der trübe, unfreundliche Tag wurde verklärt durch eine Norwegische Zeitung. Als ich in die Stadt ging, um Post zu besorgen und Geld zu wechseln, kaufte ich die Aktienpost. Freilich: ich verstehe kein Wort norwegisch, aber das braucht es auch gar nicht, um die Bedeutung folgender Zeilen zu erfassen: Det hidtil naede resultat er 64.000 Fanger, 71 Kanoner og 100 maskingevaerer, 3 lazaretter, Ilyvemaskiner, 150 fuldte ammunitionsvogne usw. Das genügt!

Die Stadt selbst machte mir in dem trüben Wetter keinen guten Eindruck. Es begann zu regnen, so suchte ich die Banken nach deutschem Goldgeld ab. 70.— war alles! Und Papier kann ich in Deutschland genug bekommen. Da nehme ich lieber zur „Vermehrung des deutschen Goldschabes“ meine Tasche voll amerikanischen Goldes mit in die Heimat.

Um 1/2 12 Uhr warfen wir die letzten Tare los und steuerten durch den schmalen Fjord seewärts. Die Russen waren fort, zwei Drittel der Reisenden in 1. Klasse waren ausgestiegen; viele fuhren mit der Bahn nach Kopenhagen, da es Minen und des Nebels wegen ganz unsicher war, wann wir zu Wasser einfahren konnten. So wurde es sehr still — und gemütlich in unseren Räumen. Die Amerikaner freilich wur-

den aufgeregter: Wenn Amerika Deutschland Krieg erklärte...!! Wir beruhigten sie: Das würde nie geschehen! Sie glaubten es auch; die dargebotenen Beweise waren zu durchschlagend! Eine Flotte, die 20.000 Mann zu wenig hat, seit Jahren keine oder ungenügende Übungen im Geschichtsschießen machte und anderes... — — —

Es wurde gewettet, ob wir nachts durchfahren würden; und als wir um 10 Uhr zu den belegten Brötchen ins Rauchsinnzimmer gingen, hatten die „Stopper“ (von stoppen — anhalten, abzuwarten!) verloren. Durch leichten Nebel zog der treue Oscar seine Bahn südwärts.

20. Februar. Bei wunderbarem Frühlingwetter fuhren wir während des Frühstückes in den Sund ein. In Eile packte jeder seine Koffer; man hoffte, den einzigen Zug nach Deutschland, um 11 Uhr zu erreichen. Da aber ein leichter Dunstschleier dem Vorken verwehrt, die zur Einfahrt durch die Minenperre unentbehrlichen Landmarken klar zu erkennen, gingen wir vor Anker, — auf unbestimmte Zeit. Ein dänisches Torpedoboot besuchte uns und fuhr nach längerem Verhandeln mit dem Kapitän voraus, um die Landmarken auszufinden und uns in den Hafen zu helfen. Leider ohne Erfolg!

Ein Torpedoboot, das wir mit Hilfe des Wehber und eines Torpedo-Maschinen-Ingenieurs der Reserve als deutsches erkannten, begudte uns auf seiner Kreuzfahrt, die es bald in nördlicher Richtung aus unserem Sichtkreis entführte.

Endlich um 4 Uhr konnten wir einfahren, nach genau 16 tägiger Fahrt von New York. Früher mußten Schiffe bis zu 3 Tagen auf der Reede liegen bleiben! Wir Glückliche!

21. Februar. Es ist mir nicht möglich, zu schildern, was uns bewegte, als wir nach 2 1/2 jähriger Abwesenheit wieder deutschen Boden betreten: Das Fährschiff. Es waren zuviel Eindrücke, die zu schnell aufeinander folgten. Die väterlich liebenswürdige Grenzwaache der Landstürmser, die vornehme, freundwillige Pöbvisitation in Warnemünde, die bersliche Begegnung mit den Zollbeamten, die mit Scherz unseren Jungen, mit Interesse unserem weitgereisten Gepäck und mit Entgegenkommen unserem Besitz entgegenkamen; die ruhige, gründliche, aber nicht im mindesten verlebende Durchsuchung meiner Taschen, Briefe und Kleider durch den „Detektiv“, der mir die Weste und Unterhose „durchforschete“, mein amerikanisches Geld so liebenswürdig gleich einwechselte, damit ich den Gang zur Bank spare, und — das Reich mein Gold sofort bekäme! Die Fahrt und die Ankunft in Berlin, das von Menschen „nur so wimmelte“, wie die Amerikanerin meinte, die das „gentlemanlike Benehmen“ der Beamten auf der Grenzstation nicht genau rühmen konnte und gleich nach Amerika ihr Loblied schreiben will — das alles drängte sich wie die Tonstut eines gewaltigen Orchesters uns auf.

Und dann noch die sonnige Fahrt durch Deutschlands Gauen mit prächtigen Soldatenbrüdern, jungen und alten, sie alle erfüllt von ruhiger Entschlossenheit und froher Vaterlandstreue, kein Ausschneiden und Prahlen, aber so manches „Eiserne“ — und verbundene Wunden.

Im Dämmern dann die Einfahrt in den Nürnberger Hauptbahnhof, die Eltern und Geschwister, mit denen man heimlich durch die besagte teure Heimatsstadt, durch die Siegesfreude, die in allen Straßen feierte, — das war unsere reichsgeganete, dankbar erlebte Heimkehr. Ende.



## Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.  
Dahem das beste!

Vor einem kleinen ländlichen Häuschen sitzt ein Soldat mit verwickeltem Kopf, das Eiserne am grauen Rod. Seine Gedanken eilen zurück in jene Tage, in denen er sich die Auszeichnung, aber auch die schwere Verwundung geholt. Er hat einige Monate in der Klinik zugebracht, und von der nächsten Unterfuchung soll es abhängen, ob nochmals eine Operation vorgenommen werden muß oder nicht. Er kann bis jetzt nur mit Anstrengung die menschlichen Laute unterscheiden, denn sein Trommelfell ist zerstört. Gleichwohl ist er zufrieden und sagt vergnügt: „Selbst wenn ich nur noch ein Bein hätte, könnte ich dem lieben Gott nicht genug danken; denn ich bin ja daheim! Und wie gut hat mein Weib während der langen Zeit meiner Abwesenheit alles versehen und verwaltet! Die Kinder sind unter ihrer Obhut trefflich gediehen, die beiden Küchlein geben prächtige und reichliche Milch, die kleine Ernte ist mit Hilfe des Nachbarn unter Dach gebracht worden, sodas keine Futternot zu befürchten ist; der Obstgarten hat guten Ertrag gebracht und das Wurzaärtchen schenkt uns heute noch

seine letzten Erzeugnisse als Vorrat für den Winter. Ist das nicht mehr als man erwarten konnte vom lieben Gott und von der Tüchtigkeit eines einzelstehenden schwachen Weibes?" Nach kurzer Zeit erscheint eine behende Frauengestalt in der Arbeitsschürze, das Antlitz von stiller Freude verklärt. Vor ihr hüpfen zwei nette Kinderchen dem Vater entgegen. Jedes will das erste auf seinem Schoße sein. Während sie wie Ameisen emporkrabbeln, legt die Frau mit herzlichem, glücklichen, aufmunternden Zuspruch dem tapferen Lebensgefährten das Beste vor, was sie im Kämmerchen hat: dickberaumte süße Milch, ein paar weiche Eier, dunkles, edles, schmackhaftes Roggenbrot und etliche lachend rotbackige Apfelschen. Alles selbstgebackt und bereitet! Der Feldbarone findet unter den stürmischen Lieblosungen der Kinder fast keine Zeit, die so appetitlich hergerichteten Speisen vorzunehmen bis er ihnen die kleinen Mäulchen mit Federbissen stopft. Während sie nun mit den runden Händchen die roten Apfelschen festhalten, kann der Vater im Vollauf seine wiedergewonnenen Glück die Tränen nicht zurückhalten, die warmen Beugen der Dankbarkeit, die er im Toben des Krieges gänzlich verloren hatte.

#### Viel, das ist das Meer.

Neulich stand ein bairischer Reiter hoch zu Ross am Meeresstrand und sagte zu seinem Freund, dem Pferd: „Da schau, Viehl, das ist das Meer. Net, daß d'meinist, dös sei der Starnberger See!“ Klug sah die Viehl über das unendliche Meer hin. Und dem Soldaten war's Ernst, seine Viehl richtig aufzuklären. Er hatte das Gefühl, sein Köhlein, das ihn getragen in Feldensreit, mußte auch was haben von dem weltgeschichtlichen Augenblick, da der Bayernsohn vom Starnberger See am nordischen Meer zur deutschen Nacht anritt: Vom Fels zum Meer!

Im neuen Testament steht ein sonderlich Wort geschrieben: Römer 8, 19 ff.

Das ängstliche Darren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes... Denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichens Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß alle Kreatur sehnet sich mit uns, und ängstigt sich noch immerdar.

Die Seele des Tieres legt der Krieg nun ganz bloß vor euren Augen. Ihr Reiterleut und ihr Landwirte habt das ja immer schon empfunden. Es geht jetzt ein Bild in der Heimat um: Ein Reitermann stirbt und sein Pferd wird noch an sein Sterbebett geführt. „Der letzte Gruß!“ Mensch und Tier ängsten sich und sehnen sich noch immerdar. Wenige werden noch an diese Vibelstelle gedacht haben. Aber der Schrei der sterbenden Pferde durch die Nacht hat nach Pauli Anschauung denselben Sehnsuchtsston nach Erlösung von dem Dienste des vergänglichens Wesens. Und wenn Pferde mit der letzten Kraft ihr Geschick in die Stellung reihen, wenn sie lachte durch Gehöls schreiten mit weit aufgerissenen Ohren und Mähnen, wenn sie rasen zur Attacke wie Furien der verachtenden Mache, und wenn sie Atemholen und stille stehen, wenn ihr siegestraunten anbebt zu singen: Nun danket alle Gott!...

Roh und Reiter, haltet aus  
 Bis zum letzten Stoß und Strauch!  
 Keiner wird dem Köhlein wehren,  
 Daß es seinen Herrn in Ehren  
 Trägt zum himmlischen Appell.  
 Roh und Reiter sind zur Stell.  
 Aus ist alles Neugsten, Sehnen,  
 Reiter streicht Köhleins Mähnen:  
 Köhlein, ante Piese, schau!  
 Das ist nun die Himmels-Au!  
 Aus ist alle Reiternot —  
 Köhlein! Reit ins Morgenrot!

(Christliche Freiheit.)

#### Grillparzer und die Ehe.

Marie v. Ebner-Eschenbach erzählt in „Westermanns Monatsheften“:

„Ich habe schon deshalb nicht heiraten können,“ sagte Grillparzer einmal, „weil ich den Gedanken nicht ertragen hätte, daß es einen Menschen gibt, der das Recht hat, wann immer es ihm beliebt, in mein Zimmer zu kommen.“ Ein seltsamer Grund, den er sich offenbar als Gehindernis zwischen ihm und seiner „ewigen Braut“ ausgeklügelt hatte. Aber in diesem Falle war jeder gut. Die beiden, die einander den Himmel hätten schenken mögen, würden, unauffällig verbunden, sich die Döle bereiten haben. Kathi Fröhlich, nicht viel weniger empfindlich als Grillparzer selbst, litt Qualen

unter seiner Rücksichtslosigkeit, man darf wohl sagen, seiner Grausamkeit. Ein Nachtragen jedoch, ein Schmolzen konnte sie nicht; es schien vielmehr, als ob jedes Leid, das er ihr angetan, im Feuer ihrer Liebe schmelzend, es nur angefaßt hätte. Und wenn einmal sie es war, die sich im Unrecht befand, die gekränkt hatte, dann kam, im heißen Bestreben, wieder auszumachen, eine Unermehlichkeit an Hingebung, Selbstüberwindung, Opferfreudigkeit zutage. Wie tief er das empfunden, wie klar es eingesehen, spricht er mit den Worten aus:

Der Zweifel, der mir schwarz oft nachgestrebet:

Ob Güte sei? — durch sie ward er erbellt.

Der Mensch ist aut, ich weiß es, denn sie lebet,

Ihr Herz ist Birge mir für eine Welt.

Sie hatten sich verlobt und nach schweren Kämpfen — entlobt, und er hatte sie meiden, sich von ihr, die ihm zur Frau nicht demütig genug und zur Geliebten zu heilig war, völlig losreißen wollen. Aber das ging über seine Kraft. Er brauchte den Verkehr mit ihr und ihrer Umgebung, den künstlerischen Geist, der in ihrem Hause wehte, ihr Verständnis, ihre Begeisterung, ihr grenzenloses Mitgefühl, er brauchte die Atmosphäre ihrer unendlichen Liebe. Sie hat sich von ihm nicht beugen und nicht brechen lassen, aber als Entsende an seiner Seite ausgeharrt in — das Schwerste für ein stolzes Herz — falscher Stellung, immer treu, wenn auch nicht Treue fordernd.

Sicherlich, Grillparzer durfte nicht fragen: Wer hat geliebt wie ich?, aber er durfte fragen: Wer ist geliebt worden wie ich?



#### Luftige Ecke.

Der Preisträger. Zwei Berliner Gassenjungen, die beide zusammen eine Mark gefunden haben, streiten sich, wem das Geld gehören soll. Schließlich einigen sie sich, daß die Mark dem als Preis zufallen soll, der am besten lügen könne. Den Handel belauscht ein vorübergehender Herr, der sich darüber sehr entrüstet: „Pui Jungens, wie kann man nur so schlechte Streiche machen! Lügen ist das Schändlichste, was es gibt. Ich habe in meinem Leben nie gelogen.“ „Willem,“ sagt da der jüngere der beiden, „aß dem Herrn die Mark. Er hat den Preis verdient.“

Eine Unzufriedene. Klein-Märchen ist am ersten Tage in der Schule und kommt in Tränen aufgelöst nach Hause. „Mutti, ich geh nicht mehr in die Schule!“ „Warum nicht, Kind?“ „Die andern Kinder verspotten mich meiner roten Haare wegen.“ „Aber Kind, darauf mußt du nichts geben. Denke dir in Gottes Namen, alles was wir haben, hat Gott gemacht.“ „Dann“ — meint untröstlich Klein-Märchen: „Dann soll man nichts mehr bei ihm machen lassen.“

Ist jemand da? Mann und Frau schlafen. Da gibt's im Nebenzimmer ein Geräusch. „Alter!“ horcht die Frau auf. „sieh mal nach, ich glaube es sind Diebe im Haus.“ „Ich habe nichts gehört. Sieh doch selber nach!“ sagt tria der Mann. „Hörst du wirklich nichts?“ flüstert die Frau. „Das sind deutlich Schritte gewesen.“ „Nusinn!“ knurrt der Mann verdrossen. Als die Frau aber ein drittes mal behauptet, daß sich jemand regt, steigt der Mann Schlafes voll vom Bett. Er geht zur Nebenzimmertür und ruft: „Ist jemand da?“ „Nein!“ schallt es von dort zurück. „Siehst du,“ sagt der Mann, „daß niemand da ist?“ Und legt befriedigt sich wieder ins Nest.

Der schlecht zu vertreibende Gast. Ein Bauer hatte einen ungebrühten Vetter zu Gast, der sehr anspruchsvoll war, nichts arbeiten mochte und seine Abreise Tag für Tag hinausgeschob. Um den unbehaglichen Gast nun endlich loszuwerden, machte der Bauer mit seiner Frau folgende List aus: „Heute mittag sage ich zu dir, die Suppe sei angebrannt. Du sagst darauf, das ist nicht wahr. Wir schlagen einen argen Streit darob und lassen dann unsern Gast entscheiden. Sagt er nun: Die Suppe ist nicht angebrannt, so werde ich voll Mut und werfe ihn hinaus. Sagt er: sie ist angebrannt, so kriegst du den Zorn und wirfst ihn hinaus. Auf jeden Fall sind wir ihn los.“ Als die beiden Gatten nun wirklich mittags schimpfen und zornig disputieren hin und her, wird der Vetter als Schiedsmann angerufen. „Ach,“ sagt der vblegamatisch, „was soll ich mich in eure Angelegenheiten mischen, wo ich doch nur noch vierzehn Tage bei euch bleibe!“